

ROMANO GUARDINI

PARSIFAL

1914

Ein neuaufgefundener Text

EINLEITUNG VON HANNA-BARBARA GERL-FALKOVITZ

Entstehung und Fundort des Manuskripts

Vom Wintersemester 1912/13 an war der Mainzer Kaplan Guardini, Weihejahrgang 1910, zum Promotionsstudium nach Freiburg freigestellt. Seine Dissertation über Bonaventura schloß er bereits im Sommersemester 1915 bei Engelbert Krebs ab. Während dieser Schaffenszeit nahm er tiefen Anteil am Kulturleben Freiburgs, vor allem – was im Lichte späterer Entwicklungen erstaunlich ist – am musikalischen Leben, wie die noch unveröffentlichten Briefe an den im Tübinger Studium 1906 gewonnenen Freund Josef Weiger ausweisen. So ist 1913 vom Besuch eines «Liederabends Hugo Wolf» die Rede, ebenso am 2.11.1914 vom *Deutschen Requiem* von Johannes Brahms, das ergriffen geschildert und sogar mit einer kleinen Noten- und Textprobe an Weiger gesandt wird.

In diesen Briefen ist am 15. Februar 1914 ebenfalls eine hymnische Schilderung vom Eindruck der Oper Richard Wagners enthalten: «Ich war auch im Parsifal. O, lieber Josef, wie ist der schön und groß! Die sechs Stunden vergingen wie ein starker, tiefer, nie sinkender Ton. Ich muß manches Urteil über Wagner ändern, da er *das* fertig gebracht hat. Zweimal, an zwei Sonntagen hintereinander hab ich ihn gehört, war mit ungünstigem Vorurteil hingegangen – ja was soll ich sagen; beidemale hat er mich besser gemacht, hat mich beten gemacht. Wenn's nur gelingt, will ich niederschreiben, was ich aus ihm herausgehört habe, und schicke Dirs dann. Ich kann mir nicht helfen, es ist ganz tiefes Christentum. [...] Freilich hat er tausendmal recht, daß der Pars. nicht auf die Dutzendbühne gehört; aber sag, ist das nicht schließlich die Forderung für jedes große Kunstwerk? Wird «das Volk», an das jedes sich wendet, das jedes sucht, nicht immer eine unerfüllte Sehnsucht bleiben, und in Wahrheit immer nur Einzelne sein, die ihm ihr Herz auftun? Und soll man, um der Hoffnung willen, solche zu finden, nicht auch das größte Werk zuversichtlich hinstellen?»

Durch einen Glücksfall entdeckte die Editorin im Sommer 2003 im alten Pfarrhaus von Mooshausen (nahe Leutkirch), wo Weiger von 1917 bis 1966 wirkte, unter Papieren von Maria Knoepfler eine alte schwarze Kladde. Maria Knoepfler

(1881-1927), die Wangener Müllerstochter von der Aumühle an der Argen, war es, die ab 1912 in geistiger Gemeinschaft mit dem damaligen Wangener Vikar Josef Weiger und seinem Freund Romano Guardini Texte von John Henry Newman (1801-1890) zu übersetzen begann. Die ungewöhnliche, hochbegabte Frau führte ab 1917 bis zu ihrem unerwartet raschen Tod auch den Haushalt im Mooshausener Pfarrhaus. Sie war es auch, die hoch zuverlässig und in einfühelndem Mitdenken Guardinis Dissertation aus seinem Stenogramm fehlerlos abschrieb. Während ihrer freien Zeit machte sie sich Exzerpte aus philosophischen und theologischen Werken – einige schwarze Schreibhefte sind in Mooshausen erhalten.

Darunter fand sich bei genauer Durchsicht auch der vorliegende Text, der bis auf die Überschrift, einige Namen und die Datierung gänzlich in Stenogramm abgefaßt war. Die zitierte Briefstelle weist den Text als von Guardini stammend und wohl auch von ihm diktiert aus. Das säuberliche Stenogramm, das einige Eigenheiten der Schreiberin enthielt, wurde 2004 durch Irmgard Möller aus Neusäß/Augsburg in Abgleichung der Zitate mit dem Originaltext von Wagner transkribiert. Für diese beträchtliche Mühe sei Frau Möller dankbare Anerkennung ausgesprochen! (Noch unklare Lesarten sind kursiv gedruckt oder in spitze Klammer gesetzt.)

Inhalt und spätere Veränderung

Im Unterschied zu der zitierten Briefstelle geht Guardini in dem Aufsatz kaum auf die *Musik* Wagners ein; sein Nachdenken gilt ausschließlich dem Text und seiner dramaturgischen Spannung, darin vor allem der Gestalt von Parsifal und Kundry.

Jahre später, in den Gesprächen 1933 mit seinem Berliner Sekretär Erich Görner, wird Guardini sagen, er habe Wagner früher sehr geliebt, ihn dann aber «ausgespien»¹. Der starke Ausdruck verweist auf eine willentliche Abwendung von einer Art Verführung. Worin könnte sie bestanden haben? Wohl in einer lügnerrischen Schwüle, dicht neben der Wahrheit des Gefühls. Guardini wird dem Rauschhaften und Orgiastischen abhold – auch wegen einer verlockenden Verwandtschaft dazu, wie auch im Falle Nietzsches, den er kritisch umkreist.

Die Gestalt Parsifals erscheint auch später noch einige Male bei Guardini, dann aber nicht mehr im Spiegel Wagners, sondern im ursprünglichen Spiegel Wolframs von Eschenbach. Zweifellos ist von einer tiefen Berührung Guardinis durch diese ritterliche Welt *par excellence* auszugehen. 1922 rückt die geliebte, alle Kräfte des gemeinsamen Aufbruchs fordernde Burg Rothenfels am Main, *die Burg*, in die Szenerie von Montsalvatsch ein: *Parsifal reitet* heißt eine kleine, in ihren Sprachbildern anrührende Skizze Guardinis vom «neuen Anfang» beim 4. Deutschen Quickborntag in Rothenfels². In der zeitgleich 1920 gegründeten Zeitschrift *Die Schildgenossen*, deren Hauptautor und Herausgeber Guardini werden wird, scheint schon im Namen die höfische Welt des Mittelalters auf.

Auch im Umkreis der Dantestudien Guardinis zeichnen sich die ritterliche Gestalt und der ihr zugeordnete selbstbeherrschte weibliche Adel nochmals ab: Parzival wird gesehen als «der nach der letzten Hoheit suchende Kämpfer»³. Und: Die Schönheit Beatrices «ist etwas ganz anderes als die einer Helena oder einer Isolde. Eher verwandt mit der Diotima des Hyperion, und sicher mit der Kondwiramur des Parzival.»⁴ In dieser Welt sah Guardini die vom Christentum geschulten Haltun-

gen Frucht bringen: *contra naturam*, aber auch die Natur bezwingend und steigend. Männliche und weibliche Vollendung – oder Kampf um die Vollendung – lassen die Gestalt Christi in den fernen Helden der Sage durchschimmern. Von deren Deutung her fällt ein Licht auch auf den jungen Theologen selbst, weniger auf seinen Idealismus, was abwertend klingen könnte, vielmehr auf seine Urbilder des Männlichen und Weiblichen, denen er später noch eingehendere Deutungen und Brechungen abgewinnt. Aber in dem jetzt entdeckten Text, in der «Morgenfrühe» seines Denkens, scheint eine schlagartige Inspiration zu wirken, welche die Tore zu der künftigen Geschlechterwahrnehmung aufstößt.

ANMERKUNGEN

¹ Romano Guardini im Gespräch mit Erich Görner 1933/34, hg. v. H.-B. Gerl, Rothenfels o. J., 8: «3. II. 34 [...] Guardini hat einen Abscheu vor Wagner. Er selbst hat Wagner früher sehr geliebt, sagte er, habe ihn dann aber «ausgespien». Er ist ihm im Grunde zuwider. Wie kann der Nationalsozialismus auf Nietzsche und Wagner *zugleich* schwören?»

² Romano Guardini, Parzival. Ansprache beim 4. Deutschen Quickborntag, in: Der neue Anfang. Vierter deutscher Quickborntag 1922, 17f.

³ Romano Guardini, Dantes Göttliche Komödie. Ihre philosophischen und religiösen Grundgedanken. Aus dem Nachlaß hg. v. Hans Mercker, Mainz/Paderborn: Grünewald/Schöningh, 1998, 284.

⁴ Ebd., 442.

Der Text wurde transkribiert von Irgard Möller. Der Katholischen Akademie in Bayern sei für das Copyright herzlich gedankt!

LESEHINWEIS

Die erwähnten Schreiben an Weiger werden erstmals vollständig editiert in: Romano Guardini, Briefe an Joef Weiger 1908-1964, hg. v. H.-B. Gerl-Falkovitz, 2006

Zu der Beziehung Guardini-Weiger-Knoepfler, vgl. H.-B. Gerl-Falkovitz, Romano Guardini. Konturen des Lebens und Spuren des Denkens, Mainz 2005

PARSIFAL

Dem Helden Titurel erschienen einst die Apostel und übergaben ihm den Gral. Es war der heilige Kelch, den der Herr seinen Jüngern beim letzten Abendmahl gereicht hatte, und derselbe, in dem sein erlösendes Blut unter dem Kreuz aufgefangen wurde. Tit. baut dem Heiligtum eine hohe Burg, tief im Walde. Niemand findet den Weg zu ihr, als wen der Gral selber rief. Und niemanden rief er, der nicht reinen Herzens war, bereit, ihm in Keuschheit zu dienen. Die Berufenen waren seine Ritter; sie bewachen ihn und jeden Tag stärkt er sie mit geheimnisvoller Speise. Er sandte sie aus, wenn irgendwo in der Ferne ihre Hilfe nötig wurde, und nach vollbrachter Sendung kehrten sie wieder in den heiligen Bezirk zurück, in dem alles in Frieden lebt, selbst die Tiere.

Ihrer aller Herr ist der Gral und zugleich ihr Kleinod, das des zärtlichsten Schutzes bedarf. Es war das Zeichen des Höchsten, die lebende greifbare Gegenwart Gottes, jene Nähe, nach der aller Menschen Verlangen steht, das Heil, das alle Augen schauen wollen. Hier aber tut sich zugleich das tiefste Christliche auf: daß sie ihn, der ihr Herr, ihrer aller Leben, ihrer aller Heil ist, doch hüten müssen, daß ihm kein Leid geschieht. Mehr noch. Ihr Herr ist er und doch wehrlos in ihrer aller Händen, wehrlos in der Gewalt ihrer menschlich schwachen Herzen. Das ist das Geheimnis der Erhabenheit, die innere Tragik des Heiligen und die Wurzel des ganzen Stückes: daß das Höchste, Gott, Christus, der Herr der Menschen und ihr Alles zugleich ihrer ganzen Schwäche ausgeliefert sei. Daß die Menschen nicht nur Gottes Hüter sein müssen gegen seine Feinde, sondern daß sie ihn schützen müssen gegen Selbstsucht. Es ist das Geheimnis von der Liebe Gottes, von seiner unbegreiflichen Kühnheit, seine unendliche Hoheit in die furchtbaren Möglichkeiten des menschlichen freien Willens zu *wagen*, von seinem Vertrauen, das vom Menschen erwartet, er könne dem wehrlosen Gott die völlige Treue halten.

Als der Herr zum Tode ging, begegnete ihm ein Weib, eine Heidin, und sie lachte über ihn. Da schaute er sie an und sie wurde verdammt, *auf* der Welt zu wandern, bis sie dem Blick wieder begegnen und ihn verehren würde. Des Weibes tiefste Aufgabe ist es, das Hohe zu schauen, es mit ganzer Seele zu begreifen, daran zu glauben, es zu hüten, und weil der Weg des Hohen der des Kreuzes ist, in Mitleid mit ihm zu gehen, in ihrem Mitleid es zu tragen, zu stützen, seinem einsamen Leiden einen Halt in ihrer Seele zu geben. Jenes Weib aber wollte die sinnliche, sich durchsetzende, kraftvolle Natur, und wie sie den Herrn unter dem Kreuz sah, da sah sie sein Leiden als Schwäche, sein Dulden als Verächtlichkeit: sie lachte über ihn. In diesem Lachen nahm sie ihm alles, soweit es an ihr lag, sie nahm Größe und Hoheit von ihm, ganz und gar zerstörte ihn dieses Lachen, vernichtete ihn in seinem innersten Wert und Sinn. Dieses Lachen nahm aber auch ihr alles, es war für sie die Prüfung der Torheit Christi: Sie hatte die höchste Probe des Weibes vor Christus nicht bestanden. Christi Blick zeigt ihr, was sie getan, und nun muß sie suchen, wo sie dem Blick, dem Blick des leidenden Gottes wieder begegnen und ihn verstehen, ihn verehren könne. Dann ist sie erlöst. Aber jenes Lachen ist ihr beigegeben. In ihr ist erwacht, was des Weibes innerste Gefahr ist, weil sie (*Ms. 2*) ihre eigenste Aufgabe bedroht: daß sie die Ehrfurcht verliere, daß sie das Hohe und

die Seele nicht mehr ernst nahm, daß sie darüber lachte. Und daraus kommt jene Stellung gegen Ideal und Leben, die Grausamkeit heißt, weil sie aus innerer Vertrautheit mit dem Leben hervorgeht und es im Innersten trifft. Und so geschah es, daß Kundry in manchem reinen Menschen, in manchem Ritter des Grals dem Blick der Hoheit Christi begegnete, aber sofort stand die Ehrfurchtslosigkeit auf, daß sie nur das Kleine, Lächerliche in diesem Menschen sah, und sie lachte über ihn. Damit aber ist in ihr des Weibes schlechte Natur entfesselt und er und sie der Sünde verfallen. Als es aber dann geschah, daß sie dem Ritter seine ungebrochene reine Kraft genommen hatte, da gewann die Zerstörung, die sie gewirkt, das «Grauen», das Namenlose, die Verachtung, der Wahnsinn Macht über sie, und sie mußte schlafen, einen Kampf (Schlaf?) des Todes, der Angst, kalter Starrheit, um beim Erwachen von neuem in verzehrender Sehnsucht nach Erlösung auf die Suche zu gehen. Aber ein Zeichen innerster Ideale hat sie nie verloren. «Nie lügt K.» (*Wagner*, S. 37)¹. Sie war böse, aber nicht schlecht.

So ist sie der schlimmste Feind der Gralsritter, seit sie in böser Stunde einem Einzelnen begegnete. Aber doch zieht es sie immer wieder hin; dort wo im Gral Gottes liebendes Wort, wo das Heil ist, ist die Hoffnung, daß dort ihr der begegnen wird, der sie erlöst. Und dort tut sie, was des Weibes Sinn und Hoheit ist: dienen, als Botin und Helferin der Ritterschaft.

In üppigem Heidenland hat Klingsor gewartet und dort schwer gesündigt. Da raffte er sich auf, wollte heilig werden, einer von der Ritterschaft des Grals. Aber er suchte sich dadurch rein zu machen, daß er sich entmannt. Doch Tit. wies ihn zurück. Da wurde er des Grals bitterster Feind. Er gewann sich Zaubergewalt und baute ein Wunderschloß. Darin bereitete er alle Lockungen der Sinnlichkeit und zwang einen um den anderen der Ritter hinein. Sie ergaben sich der Sünde und verfielen ihm. So wollte er den Krieg führen, bis er den Gral selbst in seine Gewalt bekäme. Der kalte, klare Geist ist es, mit furchtbarer Sinnlichkeit gepaart. Er wollte heilig werden, aber er wollte es als Erfolg, nicht als Gesinnung. So legt er äußerlich Hand an sich und zwingt die Triebe äußerlich nieder. Nun herrscht in ihm nur eines, der ungeheure, unbezwingliche Stolz, der Wille, Macht zu haben, zu herrschen, aus tiefer Verachtung für alles.

Selbst K. muß ihm gehorchen. Über ihn hat ihre Weibeskraft keine Gewalt. Sie haßt ihn, aber vermag nichts über ihn. Er ist das Zerrbild jenes Reinen, an dessen Lauterkeit ihre Macht auch versagen und der sie erlösen sollte. Er kennt ihren Fluch und er braucht sie für seine Zwecke, sie, die über den Heiland gelacht hat, muß dem Teufel dienen.

Tit. ist dem Gral treu geblieben. Er ist alt geworden und sein Sohn Amfortas ihm gefolgt. Er kann Kl. verderbliches Treiben nicht ertragen, zieht in den Kampf, aber vor der Türe der Zaubenburg sieht er K., die Kl. ihm entgegen gesandt hat. Mit banger innerer Erwartung schaut sie auf ihn, ob er stark sein wird, der Hüter des Grals, der in Reinheit das Amt Christi verwalten sollte. Sie sieht in ihm den Blick der Hoheit, aber er zwingt sie nicht, sie kann auch über ihn lachen und er verfällt ihr. Da entsinkt ihm der Speer, die heilige Lanze. Die Apostel hatten sie zugleich mit dem Gral ihm gegeben als Zeichen der Macht, der reinen, für Gott gebrauchten

Kraft. Und Kl. ergreift sie und stößt sie ihm in die Seite. (*Ms. 3*) Der Hüter hat den Gral vergessen, hat ihn verraten. Es ist der Verrat des Menschen an Gottes Vertrauen, die innere Tragik der Erhabenheit.

Dieselbe Lanze aber, die er zum Schutze des Heiligtums gebrauchen sollte, verwundet ihn. Die Kraft, die heilige Gewalt, die dem Menschen gegeben ist, Gott zu halten und zu hüten, die wendet sich gegen ihn. Und wie er Christi Bild ist in seinem Amt, so wird er es auch in seiner Strafe; es ist Christi Wunde, die er trägt.

Er wird zurückgetragen, gepflegt, aber die Wunde schließt sich nicht mehr. Sein Amt selber ist die Wunde, denn es kehrt sich gegen ihn. Er hat Gott verraten, den Heiland im Gral verraten. Aber sein obg. Amt bleibt, denn Gott zieht sich nicht mehr zurück, nachdem er sich der Menschheit geschenkt hat. Und dieses Amt, dem gegenwärtigen Gott zu dienen, muß er weiterführen, muß in unheiligen Händen den Heiligsten halten, muß als Sünder den Reinsten hüten; den andern aus dem Gral die hl. Speise geben. Das ist seine Qual, die Qual des Treulosen, dem Gott doch die Treue hält, daß ein Gottestreuer seine Untreue fühlt.

Wenn die andern die heilige Nahrung empfangen und er selbst auch, Christi Blut durch seine Adern fließt, dann *trägt* es seiner Sünde Blut vor sich her und es bricht aus der Wunde hervor. Er muß leben, denn wer den Gral sieht, der kann nicht sterben. Aber was ihn am Leben hält, Gottes lebenspendende Gegenwart, das läßt auch seine Wunde nie schließen, denn an dieser Gegenwart des Treuesten erfährt er immer aufs neue wieder seinen eigenen Verrat, so ist es seine Qual, die Qual des gefallenen Menschen, als Verräter zu leben aus des verratenen Gottes nie versiegender Treue.

Ihm ist aber Rettung verheißen. Der Gral selbst hat ihm gesagt, daß einst der reine, mitleidige Tor kommen wird und durch sein Mitleid ihn erlösen wird. Gar tief ist das: Amf., der des leidenden Christus Bild ist, wird dann gerettet werden, wenn einer kommt und ihm das tut, was damals K. dem Herrn versagte.

Weit fern im Walde ward Parsifal geboren. Herzeleide hieß seine Mutter. Und wie sollte die Mutter auch anders heißen? Ihr Gemahl Gamuret war von ihr *gezogen*, Abenteuer zu suchen, und war gefallen. So wollte sie ihr Kind bewahren, wollte es in der reinen Natur in ihrer Liebe, in ihrem Schmerz behüten, damit es nichts von der Welt erfahre. Und im Schoß des tiefen, ungebrochenen, reinen, quellfrischen Lebens wuchs P. auf, allem Menschenwesen fremd, ein Kind. Alles Reine, Starke, Große liegt in diesem Wort. Mit ungebrochener, un <...> Seele schaut er hinein in die Dinge, tief innerlich ihnen vertraut, ohne Furcht, ohne Mißtrauen.

So begegnet ihm das Leben: die fahrenden Ritter. Die Welt des Wirklichen, Wahren, die kennt er am tiefsten, aber die Welt des Menschenwesens, des Scheins, die kennt er nicht; der Glanz, das Waffengerassel nehmen ihn gefangen; unwissend läuft er ihnen nach und gerät in die Welt.

Um die tiefen Dinge weiß er, um das Äußere nicht; unbewußt auch seiner selbst: sein Leben weiß er nicht.

Nur eine ist ihm ähnlich, wissend und Törin zugleich, lebend aus den Tiefen des Lebens und deshalb wie ein Narr vor der Welt; aus den großen Wirklichkeiten heraus, aus den Wirklichkeiten der Schuld und der Sehnsucht und deshalb ein

Spott, ein Gegenstand des Mißtrauens vor denen, die in der Welt der Pflichten wohl zu Hause sind; bewußt des Tiefsten und sich selbst nicht *wertend* zu bekennen: K., beide sind Menschen, die nach anderem Maßstab messen als die Welt, beide Toren, doch Pars. (*Ms. 4*) ist rein, sie aber schuldig. Eine geheime Verbindung besteht zwischen beiden. K. ist es, die allein Auskunft zu geben vermag über ihn, die um sein Leben weiß, um seinen Vater, um seine Mutter; sie rühmt ihn, bewundert ihn, sie kennt seinen Wert, da er ihn selber noch nicht kennt.

So tritt P. in das Drama ein mit einer Tat unüberlegter Torheit, da er den Schwan erschießt.

«Wie konntest du die Schuld begehen?» «Ich wußte sie nicht...» (*S. 35*)

P. ist rein. Der Gral ruft ihn. Er sieht im Raum das heilige Mahl vor sich gehen, sieht Amf. leiden, hört seine Klage, die sein ganzes Geschick erfordert, aber er versteht sie nicht. Wohl sieht er mit großem Mitleiden seinen Schmerz, wohl greift er nach dem Herzen, als fühle er die Wunde selbst. Aber es ist nur das Mitleid mit dem leidenden Menschen, es hat nicht die Kraft, den Bann zu durchbrechen, der für den *freien* Menschen, wenn er einmal mit der Welt zusammengeraten ist, so schwer zu brechen ist: daß er *fragt*, daß er vor all den vielen Augen aus sich herausgeht, daß er den andern, auch wenn sein Herz noch so stark für ihn schlägt, anredet. So schweigt er, und die Hoffnung, die Amf. und Gurnemanz auf ihn setzten, ist verfehlt.

Es ist seine Schuld. Er weiß, daß er sprechen müßte. Aber es kann verziehen werden. Es ist eine *kindliche* Schuld. Ja, er kann sogar vergessen und stürmt in die Welt hinaus, dem Zauberschloß Kl. zu.

Nun ruft Kl. K. wieder in seinen Dienst. Sie ist eingeschlafen, er zwingt sie hinauf, sie soll P. entgengetreten. Sie will nicht, *daß sie auch (ganz) um ihn* ist und wehrt sich. Da faßt sie Kl. in ihrer innersten Wunde: «Feil sind sie alle, biet ich den rechten Preis ...» (*2. Aufzug, Dialog Kundry – Klingsor; S. 46*). Er faßt sie an ihrer Verachtung, an ihrer Skepsis, und sie gehorcht.

Pars. tritt in den Garten. Die vielen Blumenmädchen sind eine Versuchung für ihn, bereiten nur einer den Weg, K.

Mit wunderbarer Sicherheit setzt sie dort ein, wo seine Seele am innigsten liebt: sie erzählt ihm von seiner Mutter. Sie läßt ihn ihren Tod miterleben. Und wie er erschüttert niederfällt, gebrochen in seiner fröhlichen Zuversicht, wie ein verlassenes Kind, fremd, demütig, verzweifelt, da verschmilzt sie gleichsam in *sich selbst* Mutter und Versucherin. Sie kleidet sich in die Gestalt der Mutter, in ihren Armen, in ihrem Kuß nähert sie sich ihm als das Weib. Und P. nimmt den Kuß an. Der ewige Zauber, den das Andenken der Mutter, der Schmerz, die Verlassenheit, die *Bestärkung* K.s *gewoben*, hat ihn gefangen, hat die Stimme der Sendung, die in seiner Seele lebt, betört. Er hat gesündigt. Jetzt kommt der Augenblick von höchster Wucht, da er plötzlich in seinem Herzen den Schmerz des Amf. fühlt. Und ich meine, um dieser einen Stelle willen hat Gott Wagner das *Heil* gegeben, denn sie ist selbst ein Werk der Gnade.

(Am Anfang des Absatzes zwischen die Zeilen geschrieben ohne Zuordnung: der wurde schuldig).

P. hat Amf. Schmerz nicht begriffen: nachdem er aber gesündigt, in dem Augenblick, da er selbst in Gefahr steht verlorenzugehen, läßt die Gnade ihn in seiner Seele Amf. Wunde fühlen.

Erst findet er sich nicht zurecht, er meint, die verderbliche Wunde sei es, die (Ms. 5) er damals allein gesehen und begriffen hat, aber gleich weist sie ihn tiefer: im Herzen, in *der Seele* ist der Schmerz. Er erlebt jetzt in dem tiefen Wesen, das die Gnade dem sündigen, aber doch guten Herzen gibt, die ganze Not des Königs, er fühlt das Verlangen der Sinne, «wie alles schauert, bebt und zuckt» (S. 59), die ganze furchtbare Gewalt des sündigen Begehrens, und *darin* erst begreift er sein Leid. Er steht selbst vor dem Gral, sieht das heilige Blut erglühn, fühlt, während alle *sich des Heiligen freuen*, die Qual des Verräters. ... Aber noch tiefer geht es jetzt. Über das Mitleid mit dem körperlichen Leiden, mit dem Seelenleiden des Königs geht es hinaus: er fühlt Christi Schmerz, den göttlichen Schmerz über den Verrat, die Klage des treuen Gottes über die Untreue des Menschen, die Klage des Gottes, *den seine Liebe und seine Treue in schuldbefleckten Händen hält*, und das geheimnisvolle und *undenkbare* Leiden, das er da erduldet. Und er fühlt diese Klage mit eigenem Herzen als eigenen Schmerz, er nimmt sie an, liefert sich ihr aus, er erlebt das Schmerzlichste, was wohl ein Mensch erleben kann, die Tragik Gottes, den Schmerz Gottes, die Trauer Gottes über den Verrat, über den Menschen, über ihn selbst. Es ist die Trauer, welcher der Herr am Berge den Trost verheißen hat, die höchste Gnade, die einem sündigen Menschen werden kann. – Gott weiß, woher Wagner seine Kenntnis kam. (*Parsifal*, 2. Aufzug, *Dialog Parsifal – Kundry*). Es ist, als tue sich das tiefste Geheimnis der Erhabenheit auf. Er *redet* wie ein Hellsehender. – Und P., der den Ruf der Gnade gehört und aufgenommen hat, schaut jetzt ganz klar. Er trägt Gottes Schmerz in sich, er trägt die Seele des Amf. in sich, er ist jetzt auch seiner selbst ganz bewußt. Und die Versuchung, die Amf. niederwarf, wiederholt sich jetzt vor ihm; jede Bewegung K. kennt er schon, hat er in *der Seele* des Königs schon erlebt. ... Ganz klar ist alles, klar und mit höchster Kraft trifft er seine Entscheidung: «Verderberin, weiche von mir!» ... Dichter: «Ewig – von mir!» (S. 60)

K. weiß nun, daß der vor ihr ist, der sie erlösen kann; sie kann nicht lachen; aber die Sünde, die in ihr ist, wirkt *sich* in furchtbarster Kraft aus. Die Sehnsucht nach der Erlösung schmilzt in ihr zusammen mit dem sündigen Verlangen. Sie sieht wieder des Heilands Blick, erlebt ihr ganzes schreckliches Geschick. Der ganze Schmerz über jene Sünde kommt über sie, die Sehnsucht nach dem Heiland, nach dem Erlöser ersteht mit voller Macht. Aber verschmolzen in das sündige Verlangen nach P. Er aber bleibt klar. Nie kann der «Quell, aus dem ihr Leiden floß» (S. 62) die selbstsichere sinnliche Natur, ihr zugleich doch Befreiung, das Heil geben: «Oh, Weltenwahns Umnachten, in höchsten Heiles heißer Sucht nach der Verdammnis Qual zu schmachten!» (S. 62) – Stärker setzt K. Versuchung ein: «So war es mein Kuß, der welthellsichtig dich machte.» (*ebd.*) Gottes Gnade war es mitten in der Sünde; sie nimmt es für sich; so will er sie erhören, «das läßt sie die Gottheit erlangen» (*ebd.*) Eritis sicut dii, tönt es auf; die Sinnlichkeit lockt, die Verheißung höchster göttlicher Herrlichkeit dazu. Mit dieser Macht will er das Gewaltigste leisten, «die Welt erlösen, ist dies dein Amt?» *Schwindelnd* ist die Versuchung für P.,

der sich gesendet weiß, wirklich zu erlösen: den höchsten Genuß und Welterlöserglanz bereitet sie ihm, die Freude des eritis sicut dii, die seiner Natur die gefährlichste ist ... dann will sie selbst auf Erlösung verzichten ... P. bleibt klar und fest, da kommt die allertödlichste Gefahr: «Laß mich dich Göttlichen lieben, Erlösung gäbst du dann auch mir ...» (S. 63) Jetzt stellt P. sie vor die innerste Entscheidung: «Erlösung soll dir lohnen, zeigst du zu Amf. mir den Weg.» (a.a.O.) Amf., das ist der, in dem sie aufs neue den Heiland verlacht hat, den sie jetzt unter der Gewalt des Fluchs aufs tiefste haßt und verachtet, dem soll sie helfen, darin ihre Schuld ablegen (*absagen*); das kann sie nicht und will es nicht; die Sünde in ihr (Ms 6) bäumt sich förmlich auf in Wut: «Nie sollst du ihn finden ... den Schmachlüsternen, den ich verlachte ... den traf ja der eigne Speer.» (*ebd.*)

«Wer hat ihn getroffen,» fragt P. und ruft ihr alles ins Bewußtsein, – «er, der einst mein Lachen bestraft, sein Fluch – mir gibt er Kraft: gegen dich selbst ruf ich die Wehr, gibst du dem Sünder des Mitleids Ehr!» (*ebd.*) Der Fluch wirkt immer furchtbarer, alle Maßstäbe verschieben sich ihr, «Wahnsinn» ruft sie selbst aus; es ist ein wildes Chaos in ihrer Seele, die verzehrte (*sic*) Sehnsucht nach Erlösung, die sich in das Verlangen der Sinnlichkeit verloren hat, der Haß und die Verachtung gegen ihn, den sie damals verdarb. Sie fühlt die Gewalt des Fluchs und meint, es sei Kraft. Da erscheint ihr Rettung, was ihr Verderben ist, das haßt sie, was sie lieben sollte, und mit einer wahrhaft dämonischen Sicherheit steigt *über all dem* die Versuchung herunter, die für P. *völlig* die tödlichste ist: «Mitleid! Mitleid mit mir! Nur eine Stunde mein ... und des Weges – sollst du gelehrt sein.» (S. 63) Sie will selbst auf ihren Haß verzichten, nur eines will sie, Mitleid; und damit greift sie ins tiefste Herz P., dessen Wesen und dessen ganze Sendung Mitleid ist: aus Mitleid verlangt sie das, was ihr und P. Verderben ist. Alles andere läßt sie fallen, nur der eine Ton klingt; aber alles *Streben* in P. Natur ruft er auf: Mitleid, Verlangen, der Erlöserhochmut ... die letzte Versuchung. Daß ihm in diesem Wirbel selbst die Maßstäbe verschwinden, daß er das, was seine Natur und sein Stolz begehrt, vor sich selbst als Mitleid rechtfertigen werde mit dem Zweck, als Lohn dafür den Weg zu Amf. zu erfahren ...

Jetzt ist die Zeit für die höchste Treue, daß er aus der Selbstlosigkeit der Treue die vollkommene *Klarheit* behält, daß er in dem Wirbel festbleibt, während rings um ihn herum und in seiner eigenen Seele alles in einem Chaos von sinnlichem Verlangen, von Verwirrung, Wahnsinn, Durcheinander rast, in seiner Treue, in Gott einen unverrückbaren Halt findet, die nicht aus den Angeln zu hebende, letzte, höchste Wirklichkeit in all dem Blendwerk, all dem Schein. Und er findet sie. Klar schaut er in die Wirrnis, und bestehen bleibt sein Wille. Er weist sie von sich. ... P. hat gesiegt.

Aber während an diesem Fels der unverrückbaren, freien Treue ihre Versuchung zerbricht, während sie erlöst wird, da kommt die ganze Flut des Wahnsinns über K. Sie verflucht ihn ...

Übergibt ihn dem Fluch, den sie selbst getragen, der «Irre». (S.64) Aber es ist wie das letzte wilde Aufschäumen der zusammenbrechenden Wogen. Die innere «Irre» hat keinen Teil an ihm. P. hat Gott die Treue gehalten. Damit hat er Amf. das Heil erwirkt und den Gral, den Erlöser, Gott aus der Gewalt des sündigen Menschenherzens erlöst; aber nicht P. war es, sondern aus göttlicher «...» Gnade, die in ihm

wirkte. Er hat sein eigenes Heil gefunden, als er auf sie hörte, als er in ihr ausharrte und K. überwand. Da aber hat er auch ihr Erlösung gebracht.

In breiter, mannigfaltiger, unendlich *metaphysischer Tragik* hat sich der erste Akt aufgebaut, aus der äußerlich gestalteten Vergangenheit die innere Welt der Seele vor dem Zuschauer aufgetan. Im zweiten hält der Kampf an, nach kurzem, wildem Vorspiel einsetzend im Reigen die Blumenmädchen und dann zwischen den Seelen von P. und K. Es ist ein ganz innerer, seelischer Kampf, der sich Satz auf Satz steigert. Gnade und Hölle ringen in diesem Kampf der Seelen miteinander. Immer gewaltiger werden die Kräfte, die *rein* gebrochen werden, immer tiefer ins Innere der Herzen eingreifend, immer wilder, bis (*Ms.* 7) schließlich alle Seelenmächte aufgerufen sind wie in einem furchtbaren Wirbel Leidenschaft, Finsternis, Irrwahn durcheinander rasen, alles Feste, alles Heilige unterzugehen scheint. Nur eines steht fest: der Fels des Willens, der in freier Treue sich Gott ergibt und in ihm wurzelt.

Der letzte Akt ist äußerste Erfüllung, ein Strom voller unermeßlicher Liebe, die aus diesem Augenblick der höchsten Treue quillt. Die «Irre», der K. P. übergab, hat keinen Teil an ihm, aber doch hat er gesündigt, und so ist K. Fluch nicht ohne Macht. So muß er lange wandern, doch voll Mühe und Kampf hindurch sucht er den Weg zum Gral. Dort auf der Burg hat Amf., um den Tod zu finden, *sich* wider sein Amt *gewehrt* (*verwahrt?*), und wehrt sich, es zur verwalten. Der heiligen Speise beraubt, welken die Ritter dahin. Tit. ist gestorben, Gurn. wartet in der Einsamkeit auf den Tod. Zum letzten Mal ist K. in Schlaf versunken und büßt in ihm die letzte Schuld.

Aufblühend aus dem Karfreitag hört Gurn. ihre Stimme und weckt sie. Aber sie ist eine andere geworden. Der Fluch ist von ihr genommen, sie weiß, das Heil wird ihr gegeben werden. Wann es kommen wird, weiß sie nicht, nicht wo, nicht wie. Aber sie ist gewiß, es ist auch für sie da und wird kommen, wenn es Zeit ist und ein tiefer Friede ist in ihrer Seele. All die Angst und der Hohn, die Sehnsucht und der *Spott*, die Unruhe und Unstetigkeit, all das sündige Begehren und all der Ekel davor ... alles ist verstummt, ein unendlicher Friede lebt in ihr. Es liegt noch alles im Ungewissen, aber des einen ist sie gewiß, das Heil wird kommen. So bleibt sie in einem tiefen, ruhevollen Vertrauen, das keinen Zweifel mehr kennt. Sie eilt nicht fort, sie sucht nicht mehr, wo sie das Heil finde, sie *drängt* nicht. Für das Heil gibt es kein Hindernis, keinen Weg und keine Zeit: es kommt, wenn seine Stunde da ist. Torheit ist es, da zu hasten und zu drängen. Sie lebt in völligem Vertrauen, dem gegenwärtigen Augenblick, sie harret des Heiles, wartet seiner. Aber es ist das Warten, das sich *lohnt*, nicht müßig ist, sondern ihrer stillen, friedvollen Stetigkeit der Demut, der Liebe: sie dient, dort, wo sie gerade steht. Wie sie für den Augenblick lebt, der Zukunft gewiß, so dient sie dort, wo der Augenblick sie hinstellt: in der Hütte des Greises – es ist alles so *unwesentlich*, wo dies oder jenes ... vor dem kommenden Heil, aber es ist auch alles so gut und sinnvoll, wie der Augenblick es bringt, denn dieselbe Weisheit fügt den Augenblick und seine Pflicht, die die ganze Stunde der Erfüllung schon *geändert* hat. So fragt sie auch nicht, redet auch nicht. Wieder ein Wort nur, das das ganze Fühlen der Gegenwart unterstreicht, sagt sie: «Diene» (*S.* 67), dann nichts mehr. Ganz überirdisch ist dieses Schweigen. Das Schweigen, das nichts mehr sagt, weil alles gut ist, weil nichts mehr zu sagen ist, nichts mehr zu *spielen*, nichts mehr zu fragen. Es ist das Schweigen, das der Erfüllung

entgegenharrt, ganz, tief, voller Sehnsucht, aber einer Sehnsucht, die im Frieden ist; es umfängt alles, den ganzen 3. Akt, alles, was in dem geschieht, alle Menschen, alle Ereignisse, alles andere wird umhüllt von ihm. Sein Wohllaut ist es, der unter allen Tönen hinströmt, es ist das Schweigen, in dem Gegenwart und Zukunft, Hoffnung und Erfüllung, *Werdung* und *Ziel*, *Ereignis*, Zuversicht und Dank eins werden und *hinsingen* in einer Melodie, die die Seele nicht müde wird zu vernehmen ...» Selig sind die Trauernden, denn sie werden getröstet werden ...»

K. ist es, die P. zuerst sieht. Sie hat ihn erkannt, lange bevor Gurn. es weiß, wer der Ritter ist; aber sie (*Ms. 8*) geht ruhig in die Hütte in ihren Dienst. *Sie* wird alles sagen, alles zu seiner Zeit.

Es ist Karfreitag, der Tag, an dem Gott treu *ist* bis in den Tod gegen den Menschen, der ihm die Treue brach, der Tag, der uns höchste Verheißung und Erfüllung zugleich brachte.

Gurn. und K. geleiten P. zur Quelle, und sie, die ihm die schwerste Prüfung bereitet hatte, wäscht ihm die Füße; in tiefer dienender Demut kniet sie vor ihm; sie salbt ihm die Füße und trocknet sie mit ihren Haaren. Dem Herrn, den sie verachtet, erweist sie in P. den Dienst *als* Magd. Auch P. wird still; kurz ist der Schmerz über seine Sünde noch einmal in ihm aufgestiegen, als er von dem schlimmen Schicksal der Ritterschaft erfuhr, aber auch er wird ruhig bei G. lossprechenden Worten. Es ist ein stilles, feierliches Tun an der Quelle, eine leise Handlung voller Liebe, voller Segen, ganz umhüllt vom wunderbaren Frieden, der aus K. Schweigen kommt. Und P. lohnt ihr den Dienst: er spendet ihr das heilige Zeichen, das sie entsühnt: die Taufe. Da löst sich alles Leid, die ganze bittere Vergangenheit in Weinen, in stilles Weinen auf; und nun ist alles gut. Sie sagt kein Wort, aber er versteht ihren Blick und küßt sie auf die Stirn: der Friedenskuß, die letzte Antwort auf jenen Kuß der Versuchung.

Was ist noch zu sagen? Vor K. *gestellt* hat der Schauende das wunderbarste gesehen, was *menschliche* Kunst einem Menschen zeigen kann: er hat gesehen, wie eine Seele des Heiles gewiß wird. Einen Hauch von Simeons Seligkeit kann er da erfühlen: «Mein Auge hat dein Heil gesehen» – und mit einem feierlichem Glück sieht sie nun, wie dieses Heil, das da in den beiden Menschen erfüllt wird, nun in wunderbarem, breitem Strom sich in den Tempel des Grals ergießt, um nach kurzer schmerzlicher Trauer alles emporzutragen in den alten hohen Gesang: «Höchsten Heiles Wunder, Erlösung dem Erlöser!»

P. ist ein Drama Gottes, das Drama der Erhabenheit, aber geschaut dort, wo es allein geschaut werden kann, in der Seele. Nicht in abstrakten Symbolen, sondern in der lebendigen Menschenseele, eben dort, wo die Tragik der Erhabenheit, die Tragik – wenn es *gestattet* ist, so zu sagen – Gottes liegt. ... –

1./11. 14.

¹ Richard Wagners Tondramen. Hg. von Georg Richard Kruse, Reclam-Verlag Leipzig o.J. (etwa 1912, mit dem Libretto der Aufführung von 1882 in Bayreuth). Der Wortlaut der Zitate im Diktat stimmt mit diesem Druck völlig überein. Die Seitenverweise beziehen sich auf diese Ausgabe.